

Ein Elsässer auf einer Rheinbrücke – eine Urszene Europas

Christian Lukscheiter

Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin

für Anne

Obwohl er nie in Germania war, machte 98 n. Chr. Publius Cornelius Tacitus seine ethnographische Studie über die Germanen öffentlich. Schon damals war klar: Der Rhein ist eine – wenn auch fließende – Grenze. So heißt es gleich im ersten Satz der *Germania*, dass Germanien von den Galliern durch den Rhein geschieden ist (Tacitus 1971, 3). Da man aber nicht zuletzt durch Bezeugung des göttlichen Julius Cäsar annehmen durfte beziehungsweise musste, dass Gallier nach Germanien hinübergezogen waren, konnte diese Grenzscheide nicht als unüberwindbar angesehen werden: „Denn wie wenig hinderte der Strom, daß ein Stamm, der gerade erstarkt war, neue Wohnsitze einnahm“ (ibid, 21). Er hinderte nicht einmal „gallisches Gesindel und aus Not Verwegene“ (ibid, 22), sich Boden anzueignen, der nach Tacitus nicht zu Gallien gehörte, nämlich das „Zehntland“ (ibid), das in etwa das Gebiet des heutigen Baden-Württembergs benennt. Die Leute hier mochte Tacitus daher auch nicht zu den Völkerschaften Germaniens rechnen.

Das „Zehntland“ („agri decumantes“) wurde zur damaligen Zeit von niemandem als Eigentum beansprucht. Die Römer nahmen es in Besitz. Sie legten dort unter Trajan und Hadrian einen Grenzwall an und schoben Wachen vor; seitdem galt das Land als „Vorland des Reiches und Teil der Provinz“ (ibid) Obergermaniens.

Dieser Grenzwall ist heute als „Limes“ berühmt und Teil des UNESCO-Welterbes der Menschheit. Dass der Wall so heißt, ist wiederum vor allem der eben genannten Stelle bei Tacitus geschuldet. Auf Latein lautet sie: „mox limite acto promotisque praesidiis sinus imperii et pars provinciae habentur“ (Tacitus 1972, 42). Doch so unbeweglich wie der Grenzwall ist dieses namengebende „limite“ des Tacitus gar nicht. Denn das Wort „limes“ in der lateinischen Sprache stammt, so Gerhard Waldherr, „aus der Fachterminologie der Land- bzw. Feldvermesser“ und bezeichnete in der „römischen Vermessungskunst“ einen Weg, eine Bahn. „*Limes* meinte also den Weg oder Felddrain, der zwei Grundstücke, Äcker, Wiesen usw. voneinander schied. Von Anfang an wohnte damit dem Wort sowohl die Bedeutung ‚Weg‘ als

auch die von ‚Grenzscheide‘ inne“ (Waldherr 2009, 14f.). „Limite acto“ – keine Grenze, sondern eher eine „Grenzschneise“ (ibid, 193) wurde mit dem Limes nicht zuletzt im Zehntland gezogen, einem bis dahin herrschaftsfreien und somit unbegrenzten Raum.

„Draw a mark!“ (Spencer-Brown 1994, 69), „zeichne“ oder „ziehe eine Mark!“, wie das deutsche Wort für „Grenze“ hieß, bevor im Mittelalter sich ein Wortgrenzen-Übergang bildete und das altslawische bzw. polnische Wort „granica“ die Mark ersetzte (vgl. u.a. Breysach et al. 2003). „Draw a mark!“, und schon ist der Raum nicht mehr unbegrenzt, grenzenlos. Mit dem ersten Strich, der ersten Linie entstehen zwei Seiten, die Markierung zeichnet eine Unterscheidung. Kulturen entstehen, der Raum wird immer stärker gekerbt – bis der Mensch sich in den Kerbungen verfangen hat und ein Unbehagen in der Kultur erfährt. Aber so weit sind wir noch nicht. Treffen wir auch hier zunächst eine Unterscheidung, und zwar diejenige zwischen fest und flüssig. Im *Agricola* setzt Tacitus das Wort „limes“ dem Wort „ripa“ entgegen: Landgrenze, „die aber durch einen Weg gekennzeichnet wurde“, versus Flussgrenze (Waldherr 2009, 19f.). Im „Zehntland“ Baden-Württemberg meint diese Unterscheidung den UNESCO-Limes auf der einen (nördlichen) Seite des Landes und den „ripa“ Rhein auf der anderen (westlichen).

Um genau diese flüssige, fließende Grenzschneise zwischen Vogesen und Schwarzwald, den Rhein, soll es im Folgenden gehen. Jahrhundertlang und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein hart umkämpft, waren die Verstetigung und Befriedung seiner Übergänge eine wesentliche Voraussetzung für die Möglichkeit der Entstehung einer Europäischen Union mit einer grenzfreien „Schengen“-Zone.

Ohne Blick in den Tacitus werden in den Kulturwissenschaften Grenzen schon geraumere Zeit als hybride Räume gefasst, in denen das durch die Grenzen Getrennte miteinander Kontakte knüpft, wobei sich nach und nach transnationale Kulturen herausbilden können, die Konsequenzen für die jeweilig angrenzenden Regionen haben: Hybridität und Transkulturalität können sowohl neue Formen des Zusammenlebens als auch sich umso mehr voneinander abgrenzende Gegenreaktionen provozieren. Jegliche Ordnung setzt zwar zunächst einmal eine Stabilität von Grenzen voraus, es wird jedoch behauptet, dass Grenzen ihre entweder subversive oder affirmative Überschreitung immer schon in sich tragen: Grenzen werden entweder verschoben bzw. geöffnet oder bestätigt bzw. geschlossen. Gabriel de Tarde fasste bereits in seinen 1890 erschienenen *Gesetzen der Nachahmung*, auf die er jeden sozialen Sachverhalt zurückführte, beide Raum- und Orts-Provokationen als die zwei Arten der Nachahmung:

Unabhängig nämlich von den Erschütterungen der Kriege und dem Handel treffen Kulturen an ihren Grenzen aufeinander, und die Menschen, welche dort ihre Kulturen vertreten, haben die natürliche Neigung, sich nachzuahmen. Ausgehend von diesen Grenzen wirken sie über unbegrenzte Entfernungen hinweg beständig aufeinander. (Tarde 2003, 72f.)

Die Menschen würden dabei entweder genau das Gleiche wie ihr jeweiliges Vorbild tun oder aber das genaue Gegenteil. Beide Prozesse, Grenzüberschreitungen und Grenzverstärkungen, lassen sich über die Jahrhunderte am Rhein beobachten, insbesondere am Oberrhein – dem Flussabschnitt, der gallisches und germanisches Gesindel, Baden-Württemberg und Elsaß, Frankreich und Deutschland verbindend trennt und trennend verbindet. Manch einem ging diese Grenze durch Mark und Bein – wie beispielsweise einem elsässischen Schriftsteller.

Im Jahr 1932 erscheint im Berliner Rowohlt-Verlag der Essayband *Die Grenze*, auf dessen Einband ein merkwürdiges Photo abgebildet ist [...]. Es zeigt eine ‚Brückenlandschaft‘, eine Schiffsbrücke im Vordergrund und eine Eisenträgerbrücke im Hintergrund, die einen breiten Fluß überspannen. Der verbindende Charakter dieses doppelten Brückenmotivs wird allerdings konterkariert durch einen Grenzpfahl, der die Schiffsbrücke und damit auch das Bild selbst in zwei Teile spaltet. Er markiert – seiner Beschriftung zufolge – die Hoheitsgrenze zwischen der ‚République Française‘ und dem ‚Deutschen Reich‘. Wir befinden uns offenbar am Rhein in der Zeit nach 1918. An dem Pfahl lehnt ein Mann mittleren Alters, die Beine überkreuzt, die Arme auf das Brückengeländer gestützt, weshalb sich sein rechtes (Stand-?) Bein und sein linker Arm in Frankreich befinden, sein linkes Bein und sein rechter (Schreib-?) Arm dagegen in Deutschland. Der Kopf ist leicht zur deutschen Seite geneigt, während der abgewinkelte rechte Arm auf die französische Seite verweist. So verläuft die Grenze in mehrfacher Hinsicht durch ihn hindurch. [...] Nicht in der Pose des Gekreuzigten lehnt der Mann am Pfahl, sondern in betont lässiger Haltung. Statt von der Grenze ‚zerrissen‘ zu werden, empfiehlt er sich – so scheint es – als Stifter einer verlorenen Einheit, wobei allerdings offen bleibt, ob es sich dabei um eine regionale (alemannische), nationale (pangermanische) oder europäische handelt. Der Mann, der die Grenze selbst und zugleich deren Überwindung in diesem metonymischen Bild zu personifizieren sucht, ist der elsässische Schriftsteller René Schickele. (Woltersdorff 2000, 1f.)

Als bemühter und letztlich scheiternder Stifter einer verlorenen Einheit, wie hinzuzufügen ist (wie ebenso vielleicht hinzuzufügen ist, dass sich auf dem Foto das Herz auf der französischen Seite befindet), spielt für René Schickele, der sich 1928 selbst als „*Citoyen français* und deutscher Dichter“ (Schickele 1959a, 1148) bezeichnete, die Grenze eine sein Leben dominierende Rolle. Geboren am 4. August 1883 im elsässischen Oberehnheim (heute: Obernai), etwa 25 Kilometer südwestlich von Straßburg/Strasbourg, als Kind einer

französischen Mutter und eines elsässischen Vaters, formt das Elsass für Schickele einen eigenen „Zwischenbereich, innerhalb dessen sich bestimmte Probleme und Fragen stellen, der sich aber auch durch seine jeweils spezifischen Antworten auf diese Fragen auszeichnet“ (Kraume 2010, 217).

Eine spezifische Antwort auf die bestimmte Frage nach der elsässischen Treue lautet bei Schickele in seinem Drama *Hans im Schnakenloch* beispielsweise: „Spannen Sie einen Menschen mit Armen und Beinen zwischen zwei Pferde, jagen Sie die Pferde in entgegengesetzter Richtung davon, und Sie haben genau das erhabene Schauspiel der elsässischen Treue“ (Schickele 1959b, 41). Im Lauf der Geschichte wiederholt zwischen Deutschland und Frankreich „weiß Gott wie lange hin und her gezerrt“, müssen sich die Elsässer „jeden Tag von neuem fragen, wohin sie gehören“ (ibid).

Das Drama beschreibt hier sein eigenes Schicksal: Im Oktober 1914 niedergeschrieben und zunächst in vielen deutschen Städten aufgeführt, bekommt es politisch zunehmend Probleme: „Je nach dem Publikum, an das meine Kritiker sich wenden, erklären sie mich ... für einen Französling, oder sie sagen – wie Kerr – mit einem schämigen Liderschlag, daß ich die Franzosen verunglimpfe. Ich überlasse jedem die Wahl. Das eine wundert mich so wenig wie das andere“ (Bentmann 1974, 96). Auf Befehl der obersten Heeresleitung wird das Stück nach 99 Aufführungen in Deutschland verboten, „weil es *den nationalen Widerstand schwäche*.“ Die französische Kritik wiederum „hält das Stück für bestellte Arbeit der deutschen Propaganda.“ Nach 1918 wird es in Deutschland vom Roten Soldatenrat verboten, „weil es ‚geeignet sei, das Empfinden der von der Front heimgekehrten Kameraden zu verletzen‘“ (Bentmann 1974, 97).

Schickele hält in seiner Vorrede zur Veröffentlichung des Stücks von 1927 fest:

Was den Autor anlangt, so war von jeher alles, was er gegen Deutschland, was er gegen Frankreich vorbrachte, gegen ihn selbst, seine eigene Familie gesagt und niemals, niemals Feindschaft wider die eine oder andere Nation. Kasernenhofmenschen hatten darum auch den Eindruck, er schiele. Nein, er blickt gerade mit den zwei ihm angeborenen Augen. Er hat sie sich nicht ausgesucht, er kann sie nicht vertauschen, je nachdem seine Heimat ihre Herren wechselt (Schickele 1959b, 13).

Der für Militärs unbrauchbare, leicht schielende Blick, der nicht schießt, ermöglicht eine Sicht, für die Kasernenhofmenschen und wechselnde, ortsunkundige Herren blind sind: Sie zeigt beide Seiten einer Unterscheidung. Der Elsässer Claus von Breuschheim zum

Beispiel, Protagonist der Romantrilogie *Das Erbe am Rhein* (1927-1931), kann von der Mitte einer Rheinbrücke aus beide Ufer gleichzeitig sehen. Er sieht: Sie unterscheiden sich nicht.

Sein Herz klopfte in der Schweben zwischen Deutschland und Frankreich, angesichts des Rheins (...). Dunkelgrün und reißend strömte der Rhein und führte große Lasten von Sonnenlicht, und auf beiden Ufern flimmerten die frischen Büschel der Pappeln dem talfahrenden Licht zum Gruß (Schickele 1930, 492).

Flimmernde Bäume hüben wie drüben, die im Dschungel der Altrheinarme nicht wissen, „ob sie nach dem Schwarzwald oder nach den Vogesen weisen sollen“ (Schickele 1959e, 670).

Wer allerdings mit seinen gerade blickenden und dabei leicht schielenden Augen sieht, dass die Grenze nichts unterscheidet, es mithin keine Grenze gibt und die Unterscheidungen wild konstruiert sind, der ist begrenzten Blicken ein Hindernis, das bestenfalls zu eliminieren beziehungsweise auf die jeweils andere Seite des Rheins abzuschieben ist. „Es geschah nicht selten“, schreibt Schickele in *Erlebnis der Landschaft*, „daß mir hüben oder drüben des Rheins, hier in meiner Heimat, das Aufenthaltsrecht bestritten wurde“ (Schickele 1959d, 550). Damit teilt er nicht nur das Schicksal seines Theaterstücks und seiner Protagonisten, sondern so mancher Elsässerinnen und Elsässer der Jahre zwischen 1870 und – nun, sagen wir: 2012?¹ 1928 hält Schickele fest: „Zu Tausenden leben an unserer Grenze Menschen, die vor dem Krieg als Franzosenfreunde galten, und heute gelten sie mit ebensolcher Bestimmtheit als Deutschenfreunde. Des Rätsels Lösung wäre einfach genug: sie sind beides zugleich“ (Schickele 1959f, 1003). Im selben Jahr wird Schickele, der sein ganzes Leben, fast mit jeder Zeile, jedem Wort, für die Freundschaft Frankreichs und Deutschlands geworben hat, vom Generalstaatsanwalt in Kolmar/Colmar als „notorischer Franzosenfeind“ bezeichnet (ibid, 1002), während fünf Jahre später auf der anderen Seite des Rheins seine Bücher brennen. Bewußtseinsspaltungen sind da noch die harmlosesten Folgen der schizophrenen Situation in dieser europäischen „Indianerreservation“ (Schickele 1930, 197).

Dabei ist für René Schickele das Elsass weder – noch, weder deutsch noch französisch; auch nicht indianisch, römisch oder keltisch. Es ist für ihn allenfalls alemannisch-fränkisch. Denn im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung

¹Immerhin ist es trotz aller Ausdifferenzierungen einer Europäischen Union und Deutsch-Französischer und Französisch-Deutscher Freundschaftsbünde für einige Franzosen auch jetzt noch ein Skandal, wenn die aus dem Elsass stammende aktuelle Miss France, Delphine Wespiser aus Magstatt-le-Bas, im französischen Fernsehen, und sei es auch noch so kurz, Elsässisch redet...

durchbrechen die Alemannen den obergermanischen Limes und stoßen bis an den Oberrhein vor. Von der Mitte des fünften Jahrhunderts an sitzen sie fest, das Gelände zwischen Rhein und Vogesen gehört unbestritten ihnen. Aus dem Norden kommen Franken und vermischen sich mit den Alemannen, und dieser alemannisch-fränkische Stamm ist bis auf den heutigen Tag nicht verdrängt worden (Schickele 1959c, 591).

Lediglich wechselt er manchmal die Seiten, sei es freiwillig, sei es gezwungenermaßen. Da der Strom wenig hinderte, einen neuen Wohnsitz einzunehmen, lebte Schickele jedenfalls ab 1922, von der antideutschen und -elsässischen Hetze vertrieben, auf der ‚zehntländischen‘ Seite des Rheins, in Badenweiler, und guckte nun nicht mehr auf den Schwarzwald, sondern auf die Vogesen.

Von meinem Schreibtisch blicke ich über den Rhein in meine Heimat, das Elsaß, und wenn ich hinüberfahre, zücke ich an der Grenze, die seit 1918 wieder der Rhein bildet, einen französischen Paß. Trotz des französischen Passes bin ich Mitglied der Sektion für Dichtung an der Preußischen Akademie der Künste in Berlin, kurz: Deutsche Dichterakademie genannt. Bis zu seinem viel zu frühen Tod hielt dagegen mein einziger Bruder, der o. Professor und Direktor der gynäkologischen Universitätsklinik in Straßburg, seine Vorlesungen in französischer Sprache. Im Kriege hatte er als deutscher Stabsarzt unserm Vetter Antoine, dem französischen Generaloberarzt, gegenüber gestanden. So geht es in unsern Familien zu. Deutschland und Frankreich berühren sich so dicht, daß die Beteiligten sich oft selbst nicht mehr recht auskennen (Schickele 1959g, 837).

War man jetzt Franzose oder Deutscher, gallisches Gesindel oder Schrumpfkopfgermane, Elsässer oder Badener, Rechter oder Linker? Die Unterscheidungen und Abgrenzungen lassen sich nicht trennscharf halten, das zeigt auch der Blick auf die Vogesen, insbesondere den Hartmannsweilerkopf. Dort, auf dem im Ersten Weltkrieg hart umkämpften Vogesenhügel, dem Grab von etwa dreißigtausend Männern, Franzosen und Deutschen, ist die Grenze längst zu einer anachronistischen Absurdität geworden.

Den Unterschied zwischen Freund und Feind hatten sie [Franzosen und Deutsche] selbst verwischt, wie sie ineinander eingedrungen waren, sich miteinander durchsetzt hatten, sie lagen, wo sie gefallen waren, unlöslich verstrickt und Schicht um Schicht übereinander geworfen (...). Sie trennen? Gerade so leicht hätte man den Berg gespalten... (Schickele 1931, 290)

Dass es leichter sei, die Vogesen zu spalten, als die Oberrheinebene in französisch und deutsch zu trennen, behauptet ein Buch; bewiesen wird es von einem weiteren Buch, das aufgeschlagen vom Hartmannsweilerkopf aus zu sehen ist. Seine zwei Seiten sind das Land

der Vogesen und das Land des Schwarzwalds, die der Rhein „nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt“. (Schickele 1959h, 532)

So wird der Rhein von einem Grenzfluß, den man überwinden kann, indem man sich zum Beispiel auf eine seiner Brücken stellt und beide Seiten in einen einzigen Blick zu bekommen versucht, zu einem Buchfalz, der mit seinem Leim die Lücke und den potentiellen Riss zwischen zwei Seiten schließt und Frankreich und Deutschland fest zusammenhält; ein Falz, auf den ein Schriftsteller ebenso wie auf die vom Falz zusammengehaltenen Seiten Worte, für die er mit seinem Namen zeugt, schreiben kann.

Diese Rhein-Metapher schließt zwar wiederum Trennendes aus, sonst ginge das Buch, um im Bild zu bleiben, aus dem Leim. Schickele schildert das alemannische Rheinland als einheitlichen Natur- und Kulturraum (vgl. Kraume 2011, 175), verbindet damit jedoch ein über regionale oder lokalpatriotische Beschränktheiten hinausgehendes Programm. In diesem Programm gerät ein Ort, an dem sich Deutsche und Franzosen im ersten Weltkrieg grausige Schlachten geliefert haben, zu einem Ort, an dem der Rhein als Verbindung von Ost und West erscheint, an dem die Grenze überwunden ist; schließlich zu einem Ort, der bei Schickele Symbolkraft für Europa gewinnt (vgl. Kraume 2010, 218). Das Land zwischen Vogesen und Schwarzwald sei, so Schickele in *Erlebnis der Grenze*, „Prüfstein für die Aufrichtigkeit des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich“ und als solches „entscheidend für die Zukunft des Kontinents“. (Schickele 1959f, 1001)

Der Ausgangspunkt des Programms ist der Rhein:

Für uns war das Stück Rhein zwischen Basel und Straßburg heroischer als alle Mississippis, der Ganges, sagten wir, konnte nicht erhabener sein. Und als richtig der Tag kam, da ich am Ganges stand, habe ich nur bedauert, daß die Völker Europas nicht auch wie die Inder in endlosen Scharen und aus allen Himmelsrichtungen kamen, um das Wasser ihres Stromes in kleine Messinggefäße zu schöpfen und es fromm nach Hause zu tragen – ihres heiligen Stromes, des Rheins. Soweit ich zurückdenke, glänzt das Stück Zuversicht in meinem Leben: der Rhein. (...) Wieviel Sommer dann in den niedern, halbtropischen Dschungeln der Altwasser, wo es von kleinen, stürmischen Bächen wimmelt, zwischen Lianen und Orchideen und wildem Jasmin! (...) Als wir mit fünfzehn Jahren zum erstenmal über den Rhein schwammen, hielten wir uns für höllisch erwachsen. (...) Später und ganz von selbst entstand aus dem Erlebnis das Symbol. Der Spielplatz einer Kindheit wurde zur Straße der Völker und ihrer Geschichte, unversehens trabten auf ihr unsere Hoffnungen und Wünsche einem kulturpolitischen Ziele zu... (Schickele 1959i, 863f.)

Das vom Erlebnis des Rheins angestoßene kulturpolitische Ziel ist die Synthese der beiden Völker Deutschlands und Frankreichs in einem übernationalen Europa. (Schickele

1959j, 694) Ob die Pappeln auf dem linken oder rechten Rheinufer stehen und ob sie vom schielenden Blick eines Römers, Kelten, Galliers, Germanen, Alemannen, Franken, Elsässers, Badeners, Deutschen, Franzosen, Inders, Schweizers oder wem auch immer wahrgenommen werden, soll vollkommen gleichgültig sein beziehungsweise ist vollkommen gleichgültig. In Schickeles Büchern ist der Rhein der Buchfalz einer Utopie. Der Elsässer Claus von Breuschheim ersinnt sie beim Leichenschmaus für seinen Bruder:

Warum nur kann die Welt uns ganz, ganz kleine Leute nicht aus ihrem Hauptbuch streichen? (...) Weil wir ein lebender Vorwurf sind, daß Deutschland und Frankreich in Unfrieden leben, der lebende Vorwurf ihres Haders, der lebende Vorwurf des ewigen Kriegs in Europa! Wie wär's, ihr Narren, wenn ihr euch zum Bessern kehrtet (...), wenn ihr erklärtet: das Land zwischen Schwarzwald und Vogesen ist der gemeinsame Garten, worin deutscher und französischer Geist ungehindert verkehren, sich einer am andern prüfen und die gemeinsamen Werke errichten, die neuen Denkmäler Europas – dies ist der Tempel unseres ewigen Friedens? (Schickele 1930, 433f.)

Diese Imagination wird zwar von plötzlichem Stühlerücken und dem Satz des Präfekten „Wir sind hier in Frankreich, Herr Abbé“ rüde unterbrochen; und auch Claus weiß um die Risse, die selbst die eigene Familie zwischen Deutschland und Frankreich entzweien. Aggie Ruf, Protagonistin des dritten Teils der Romantrilogie *Das Erbe am Rhein*, spricht den Zweifel aus: „Sollten Rheinbrücken, die gleichzeitig Grenzen waren, der geeignete Ort sein, Bruderküsse zu tauschen? Solche Brücken standen selbst im Frieden unter Geschützfeuer“ (Schickele 1931, 194).

Gerade das immerwährende Geschützfeuer – sei es materiell, sei es sprachlich –, das die Übergänge bedroht und durchkreuzt, lässt die Utopie eines Gartens mit europäischen Denkmälern jedoch umso konkreter und dringlicher werden. Im Angesicht beständiger Zerwürfnisse und Aggressionen möchte Claus erst recht so leben, „als wäre dies Land schon der gemeinsame Arbeits- und Spielplatz des verfeindeten Geistes“ Deutschlands und Frankreichs (Schickele 1930, 435). Was schert ihn die Dummheit der anderen? Niemand kann einen Elsässer am Stiften einer Utopie hindern.

In Rheinweiler stieg er aus und ging langsam über die Schiffbrücke. Der Rhein mit dem schmalen Steg lag auf dem Grund eines Frühlingsmorgens. Es war schon warm. (...) Der Rhein, der Rhein! Immer häufiger blieb Claus stehen, reckte sich, tief atmend, spreizte die bloßen Hände, warf den Kopf in den Nacken, senkte ihn lächelnd. Da klopfte sein Herz in der Schwebe zwischen Deutschland und Frankreich, mitten auf dem Rhein (...) und trieb fröhlich das Blut durch den Körper, und ihm war, als kreiste ein heller Schimmer davon auch außerhalb seiner

Leiblichkeit, viel, viel weiter als die wagerecht ost- und westwärts ausgestreckten Arme – von einem Gebirgszug am Horizont zum andern! (...) Gleich überkam ihn der alte kindliche Übermut, er sprach für sich (...) von einer ‚Überrumpelung der Grenzen durch einen schönen Tag‘. (ibid, 3f.)

Leider kann der letzte Satz dieses Zitats nicht auch der letzte Satz dieses Texts sein. Die kurzfristige, voraussetzungsreiche Überrumpelung der Grenze, das Stiften eines Übergangs ist noch kein Tempelbau für den ewigen Frieden, der zur damaligen Zeit im Oberrheingraben nicht einmal am Horizont der Burgundischen Pforte ausgemacht werden konnte. Nicht von ungefähr stammt der berühmte Titel von Immanuel Kants Schrift *Zum ewigen Frieden* von einem holländischen Gaststättenschild, „worauf ein Kirchhof gemalt war“ (Kant 1984, 3), auf dem die Hoffnung des Menschen auf ewigen Frieden Wirklichkeit geworden ist bzw. werden kann. Die Grenzverwischungen auf dem Hartmannsweilerkopf wehrten nicht neuer Kriegsanfänge. Manch einer hatte es wohl schon geahnt.

Balthasar hatte nie Feinde gehabt. Und jetzt? Er schritt schwerfällig, ein wenig vornübergebeugt, wie erloschen, der Wind zerrte am schmalen Kranz der Haare. Den Stock hielt er geschultert, und wie er sich so vorwärtsarbeitete, erinnerte er an einen abgesprengten Soldaten, der in der Irre geht. Lieber Gott, was war aus dem alten Breuschheim geworden!
Aus dem alten Breuschheim war wohl nichts Schlimmeres geworden als ein Elsässer wie alle andern. (Schickele 1930, 46f.)

René Schickele starb 1940 in Vence, wohin er vor den Nazis geflohen war. Einer seiner letzten Briefe, an Thomas Mann, schreibt nicht mehr vom ewigen Frieden, sondern vom „Welt-Bürgerkrieg“. (Schickele 1959k, 1263) Trotz dieser schweren Ahnungen über die Zukunft Europas war für Schickele der Rhein bis zum Schluss keine Grenze, sondern der Weg und Übergang zu einem friedlichen Europa. Die – womöglich auch nur kurzfristige? – Verwirklichung seiner Utopie durfte er nicht mehr miterleben.

Bibliographie

- Bentmann, Friedrich (Hg.). 1974. *René Schickele. Leben und Werk in Dokumenten*. Nürnberg: Hans Carl.
- Breysach, Barbara, Arkadiusz Paszek, Alexander Tölle (Hg.). 2003. *Grenze – Granica. Interdisziplinäre Betrachtungen zu Barrieren, Kontinuitäten und Gedankenhorizonten aus deutsch-polnischer Perspektive*. Berlin: Logos.

Kant, Immanuel. 1984. *Zum ewigen Frieden*. Stuttgart: Philipp Reclam jun.

Kraume, Anne. 2010. *Das Europa der Literatur. Schriftsteller blicken auf den Kontinent (1815-1945)*. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Kraume, Anne. 2011. „Hier entsteht das Pathos des Übergangs“: Das Elsass zwischen Deutschland und Frankreich bei Ernst Robert Curtius, Jean Egen und René Schickele. *Jahrbuch für Internationale Germanistik XLIII*, Heft 1. Bern: Peter Lang: 157-177.

Schickele, René. 1959e. Das Alphorn. In: ders.: *Die Grenze*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 587-701 [S. 669-671].

Schickele, René. 1959g. Autobiographische Notizen. In: ders.: *Aufsätze und Reden*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 835-1010 [S. 837-840].

Schickele, René. 1930. *Blick auf die Vogesen*. (Das Erbe am Rhein. Zweiter Roman.) Berlin: S. Fischer.

Schickele, René. 1959h. Blick vom Hartmannsweilerkopf. In: ders.: *Wir wollen nicht sterben*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 455-544 [S. 520-544].

Schickele, René. 1959a. Brief an Paul Block vom 30.05.1928. In: ders.: *Briefe*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 1131-1265 [S. 1147-1148].

Schickele, René. 1959k. Brief an Thomas Mann vom 18.01.1940. In: ders.: *Briefe*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 1131-1265 [S. 1263-1264].

Schickele, René. 1959f. Erlebnis der Grenze. In: ders.: *Aufsätze und Reden*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 835-1010 [S. 999-1007].

Schickele, René. 1959d. Erlebnis der Landschaft. In: ders.: *Himmlische Landschaft*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 545-586 [S. 547-553].

Schickele, René. 1959c. Das ewige Elsass. In: ders.: *Die Grenze*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 587-701 [S. 589-620].

- Schickele, René. 1959b. *Hans im Schnakenloch*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 9-107.
- Schickele, René. 1959i. Rheinische Dichtertagung 1928. In: ders.: *Aufsätze und Reden*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 835-1010 [S. 862-864].
- Schickele, René. 1959j. Romain Rolland. In: ders.: *Die Grenze*. In: ders.: Werke in drei Bänden. Dritter Band. Hrsg. v. Hermann Kesten. Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 587-701 [S. 681-699].
- Schickele, René. 1931. *Der Wolf in der Hürde*. (Das Erbe am Rhein. Dritter Roman.) Berlin: S. Fischer.
- Spencer-Brown, George. 1994. *Laws of Form*. Portland: Cognizer, Portland.
- Tacitus, Publius Cornelius. 1971. *Germania*. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Tacitus, Publius Cornelius. 1972. *Germania. Lateinisch/Deutsch*. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Tarde, Gabriel de. 2003. *Die Gesetze der Nachahmung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Waldherr, Gerhard. 2009. *Der Limes. Kontaktzone zwischen den Kulturen*. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- Woltersdorff, Stefan. 2000. *Chronik einer Traumlandschaft. Elsaßmodelle in Prosatexten von René Schickele 1899-1932*. Bern: Peter Lang.

Schlüsselbegriffe: René Schickele – Elsass – Grenze und Grenzschneweise – wechselnde Nationalitäten – Verwischungen auf dem Hartmannsweilerkopf – der Rhein als Buchfalz – Synthese Europa